

Neuerscheinungen: Besprechungen und Hinweise

Im Blickpunkt

Jens Schröter (Hg.): Handbuch Medienwissenschaft

Stuttgart: J.B.Metzler 2014, 571 S., ISBN 9783476024121,
EUR 49,95

Wissenschaftliche Handbücher wie diese haben gemeinhin die Funktion, das Fachwissen und die Methoden einer Disziplin auf dem aktuellen Stand strukturiert zu vergegenwärtigen, zu reflektieren und damit zur Orientierung hinsichtlich der Arbeitsweisen des jeweiligen wissenschaftlichen Fachs beizutragen. Mitunter tragen solche Manuale zur Kanonisierung bestimmter Fragestellungen, Argumentationsmuster und Positionen im Wissenschaftsbetrieb bei.

Im vorliegenden Fall beschäftigt sich Herausgeber Jens Schröter in der Einleitung mit dem Problem, ob es *eine*, also *die* Medienwissenschaft, gebe oder ein Ensemble von Medienwissenschaften. Er stellt, auf Claus Pias Bezug nehmend, auch provokant die Frage, „warum es eine eigene, institutionalisierte Disziplin ‚Medienwissenschaft‘ überhaupt gibt und weiter geben sollte“ (S.1). Vor diesem Hintergrund der „unaufhörlich beschworene[n] turbulente[n] ‚Dynamik‘ der Medienwissenschaft“ (S.6) und ihrer Ausdifferenzierung sieht der Herausgeber

„geradezu ein vorübergehendes Innenhalten mit Anspruch auf mittelfristige Haltbarkeit, eine Präsentation der heterogenen und zerklüfteten Textur der Disziplin“ (S.6) geboten. Dieses Handbuch will „eine Art Karte für ein unübersichtliches Gelände“ (S.6) sein, gleichzeitig allerdings soll sie einen „nur leicht systematisierten, unvermeidlich situierten Überblick“ geben, um „mit einem letztlich nicht lösbaren Problem umzugehen“ (S.7). Neben dem Modell der ‚Karte‘ votiert Schröter unter Berufung auf Bruno Latour für die mediale „Form der Liste“ (ebd.) als Strukturprinzip des vorliegenden Handbuchs: „Um etwas Ordnung zurückzugewinnen, besteht daher die beste Lösung darin, Verbindungen *zwischen* den Kontroversen zu ziehen, anstatt zu versuchen zu entscheiden, wie eine bestehende Kontroverse zu klären wäre“ (Latour zit. nach Schroeter, ebd.).

Abgesehen von seinen eigenen Artikeln hat der Herausgeber nicht weniger als 80 Autor_innen für Beiträge gewinnen können – allesamt ausgewiesene Repräsentant_innen ihres Fachs. Das

Manual ist in vier Blöcke gegliedert. Im ersten Teil finden sich unter dem Titel „Medienbegriff und Medienwissenschaft“ vier Beiträge: Stefan Hoffmann widmet sich der Entstehung und dem Wandel des „Medienbegriff[s]“, Rainer Leschke geht den „Medienwissenschaften und ihre[r] Geschichte“ nach. Vinzenz Hediger liefert einen Überblick über „Mediengeschichtliche Fachgesellschaften“ – im Wesentlichen geht es hier um die 1985 gegründete Gesellschaft für Film- und Fernsehwissenschaft (GFF), die sich 2000 in Gesellschaft für Medienwissenschaft (GfM) umbenannte. Sven Grampp unternimmt schließlich eine *tour d’horizon* von medienwissenschaftlichen Einführungsstudien aus den letzten 15 Jahren. So flach die historische Tiefendimension in der Auswahl des letztgenannten Beitrags, so bemerkenswert ist der ausgemachte Befund eines „erste[n] Axiom[s] der Einführungsliteratur [...] Es gibt keine Medienwissenschaft, keine Medienwissenschaft jedenfalls in einem substanziellen und historisch stabilen Sinn“ (S.41). Studierende der Medienwissenschaft in „Einführungskurse[n] im Bachelorstudium“ (S.6) – vom Herausgeber als erste Zielgruppe dieses Handbuchs genannt – werden sich beim Lesen eines solchen Statements vermutlich fragen, ob sie mit ihrer Entscheidung, gerade in diesem Fach den ersten praktisch-berufsqualifizierenden Abschluss anzustreben, die richtige Wahl getroffen haben.

Den eigentlichen Kern dieses Handbuchs machen die Teile II-IV aus: „Medientheorien“ (II), „Einzelmedien“ (III) sowie „Schnittstellen“ (IV).

In einer scheinbar von absichtsvoller Zufälligkeit geprägten quantitativen Ausgewogenheit werden 23 Medientheorien vorgestellt, 22 Einzelmedien behandelt sowie 27 Schnittstellen, also interdisziplinäre medienwissenschaftliche Relationsgefüge und Forschungsansätze, thematisiert. Man ist geneigt, über die relationale Anlage und Abfolge dieser Gliederung zu spekulieren. Wenn die kulturwissenschaftlich orientierte Medienwissenschaft ihre Anfänge im Schoße etablierter Disziplinen wie der Philologien oder der Kunstgeschichte hatte, die sich mit dem Aufkommen neuer technischer Medien veranlasst sahen, ihre vertrauten Gegenstände zu überdenken, umzudefinieren und theoretisch neu zu modellieren, dann stellt der formale Primat, der in der listenden Darstellung dieser Publikation Medientheorien eingeräumt wird (Theoriebildung – historisch-mediale Ausprägungen – analytische wissenschaftliche Praxis), die Emergenz und die historische Entwicklung zur heutigen Medienwissenschaft, die gegenständliche Provokation durch neue Medien und die reaktive Modellierung und Theoretisierung, unausgesprochen auf den Kopf. Die formale Anordnung insinuiert: Die Theorien gehen der Auswahl und Bestimmung der Gegenstände wie ihrer Abgrenzungen sowie der Geschichte der wissenschaftlichen Praxen voraus.

Das Spektrum der in Teil II vorgestellten Medientheorien reicht von „Impliziten Medientheorien in der Philosophie“ (Dieter Mersch mit einem Durchgang von der antiken Philosophie bis zu Jacques Derrida und Jacques

Lacan) über „Marxistische Medientheorien“ (Christoph Hesse) und „Kritische Medientheorien“ (Gregor Schwering v.a. zur „Kulturindustrie“ bei Horkheimer/Adorno und zur „Bewusstseinsindustrie“ bei Enzensberger und Kluge) bis hin zu jüngeren und jüngsten methodischen Theorieentwürfen der letzten 20 Jahre: Etwa „Postmoderne Medientheorien“ (Sebastian Vehlken), „Systemtheoretische und konstruktivistische Medientheorien“ (Matthias Plumpe), die „Akteur-Medien-Theorie“ (Tristan Thielmann/Jens Schroeter), „Negative Medientheorien“ (Stephan Günzel), „Theorien der „Intermedialität, *remediation*, Multimedia“ (Irina O. Rajewsky) oder „Medientheorien der Medien selbst“ (Lorenz Engell). Unter den zitierten Autoren weisen Marshall McLuhan, Friedrich A. Kittler und Niklas Luhmann die bei weitem größte Referenzdichte auf, gefolgt von Walter Benjamin, Michel Foucault, Derrida und Latour.

Im Aufbau folgen die einzelnen Artikel einem locker-einheitlichen Schema (Genese, Prämissen, Ziele, Ausformulierung zentraler Axiome, Variationen, perspektivische Einschätzung der jeweils behandelten Theorie); zugleich bewegen sie sich auf einem bemerkenswert gleichmäßig hohen Niveau.

Die Liste der abgehandelten Medientheorien ist vom Herausgeber bewusst „nicht künstlich hierarchisiert“ (S.8) angelegt. Vielmehr gelte der Ansatz, „immer wieder Verbindungen *zwischen* den Kontroversen“ (ebd.) aufzuzeigen – wenn es denn zu solchen tatsächlich gekommen ist. Denn in diesem

Teil des Buchs geht es „um eine Reihe teils sich überlappender, teils sich ignorierender und teils in offenem Konflikt miteinander liegender Felder, die von bestimmten – durch keine Metasystematik zu vereinheitlichenden – Theoriesprachen und Begriffsapparaten strukturiert werden und denen lediglich gemeinsam ist, den Begriff des Mediums zu umkreisen, der sich dabei in seiner ganzen Heterogenität zeigt“ (S.7). Sinnvoll wäre seitens des Herausgebers eine nähere Auskunft über die Kriterien von Berücksichtigung und Ausschluss bestimmter Theorien gewesen, die vor dem Hintergrund des grundsätzlichen Zusammenhangs von Erkenntnis und Interesse ja auch Relevanzurteile beinhalten und wissenschaftspraktisch werden (können).

Die Artikel in Teil III „Einzelmedien“, eine im Übrigen nicht unproblematische Begriffsprägung des ansonsten im Handbuch mehrfach gescholtenen Werner Faulstich, stehen im Zeichen eines extensiv ausgelegten Medienkonzepts; sie reichen von „Basismedien: Bild, Klang, Text, Zahl, Geste“ (Jochen Venus) und „Trance-Medien/Personale Medien“ (Erhard Schüttpelz) über „Geld“ (Jochen Hörisch) und „Brief/Post“ (Klaus Beyrer) bis hin zu „Dreidimensionale[n] Bilder[n]“ (Jens Schröter). In diesem Spektrum eingelagert finden sich die ‚klassischen‘ technikbasierten Medien „Fotografie“ (Susanne Holschbach), „Film“ (Malte Hagener/Dietmar Kammerer), „Radio“ (Golo Föllmer/Hans Ulrich Wagner), das zu einem Paket geschnürte Ensemble „Fernsehen/Video/DVD“ (Markus Stauff) sowie

vor allem die ‚neuen‘ Digitalmedien „Computer“ und „Internet“, die in mehreren Aufsätzen erörtert werden. Aufschlussreich sind die Repräsentanz der Medien und die Proportionen ihrer Thematisierung. „Sprache“ – onto- und phylogenetisch gemeinhin *das* Medium schlechthin – ist leider nicht vertreten. Buch, Einzel-/Flugblattpublizistik und Zeitung, Ausprägungen mit der kulturgeschichtlich längsten Tradition aller technikgestützten Medien, werden kursorisch unter dem Titel „Printmedien“ (Daniel Müller) subsumiert. Andererseits wird das Medium ‚Computer‘ zu einem vielgliedrigen Komplex aufgefächert: „Computer als Schriftmedium“ (Till A. Heilmann), „Computer als Bildmedium“ (Ralf Adelmann), „Computer als Klangmedium“ (Rolf Großmann/Malte Pelleter), „Internet“ (Sebastian Gießmann), „Computerspiele“ (Benjamin Beil), „Quantencomputer/Quantenkryptographie“ (Martin Warnke).

Teil IV versammelt unter dem Titel „Schnittstellen“ 27 Beiträge, die sich in einer interdisziplinären Perspektive mit dem Verhältnis zwischen Medienwissenschaft(en) und ihren „Nachbardisziplinen“ (S.8) befassen. Das sind nicht nur geisteswissenschaftliche Fächer wie „Sprachwissenschaft“ (Stephan Habscheid), „Literaturwissenschaft“ (Nicola Glaubitz), „Kunstwissenschaft/Bildwissenschaft“ (Thomas Hensel/Jens Schroeter), „Tanzwissenschaft“ (Susanne Foellmer) oder „Geschichtswissenschaft“ (Monika Dommann); berücksichtigt werden auch Disziplinen wie „Theologie“ (Jochen Hörisch), „Medien-

ökonomie“ (Jan-Otmar Hesse), „Medienrecht“ (Thomas Vesting) oder „Medienwirkungsforschung“ (Klaus Beck). In diesen Beiträgen fällt zuweilen der totalisierende medienwissenschaftliche Gestus der Vereinnahmung auf. So stellt für Hörisch, Fachvertreter für Neuere deutsche Literatur und qualitative Medienanalyse, „Theologie Medientheorie avant la lettre“ dar (S.375), und die Historikerin Dommann schreibt: „Die Geschichtswissenschaft war schon immer eine Medienwissenschaft“ (S.410). Mit Blick auf den Artikel „Literaturwissenschaft“ verwundert, dass nicht nur hinsichtlich der Institutionalisierung medienwissenschaftlicher Forschung und Lehre in Deutschland so verdienstvolle Namen wie Helmut Kreuzer nur marginal, Karl Riha, Karl Prümm oder Thomas Koebner überhaupt keine Erwähnung finden. Drei der vier Genannten waren nicht zuletzt verantwortlich für die Gründung des in der Bundesrepublik seinerzeit ersten, in Siegen und Marburg angesiedelten medienwissenschaftlichen DFG-Sonderforschungsbereichs. Flach fällt auch die Begründung des Herausgebers aus, Theater nicht – wie Film – im Teil „Einzelmedien“, sondern im Teil „Schnittstellen“ behandeln zu lassen, da die Theaterwissenschaft in Deutschland in einer eigenen Fachgesellschaft organisiert sei (vgl. S.9). Im Beitrag „Theaterwissenschaft“ (Matthias Warstatt) ist umso mehr die Intention nicht zu überlesen, feinsinnige Abgrenzungen gegen plumpe medienwissenschaftliche Vereinnahmungsversuche zu schaffen.

Schröter versteht dieses Handbuch als „ein eindeutiges Plädoyer für eine eigenständige medienwissenschaftliche oder medienkulturwissenschaftliche Disziplin“ (S.9). Nach Lektüre dieses Buchs mit seinen überwiegend sehr instruktiven Beiträgen auf relativ gleichmäßig hohem Reflexionsniveau drängt sich allerdings der Eindruck auf, dass die Konturen der behaupteten

Eigenständigkeit als *einer* Disziplin zunehmend verschwimmen. In einer solchen Situation werden Ein- und Ausgrenzungen sowie Prinzipien ihrer Präsentation in einem derartigen Handbuch auch zu wissenschaftspolitischen Operationen.

Heinz-B. Heller (Marburg/Berlin)